

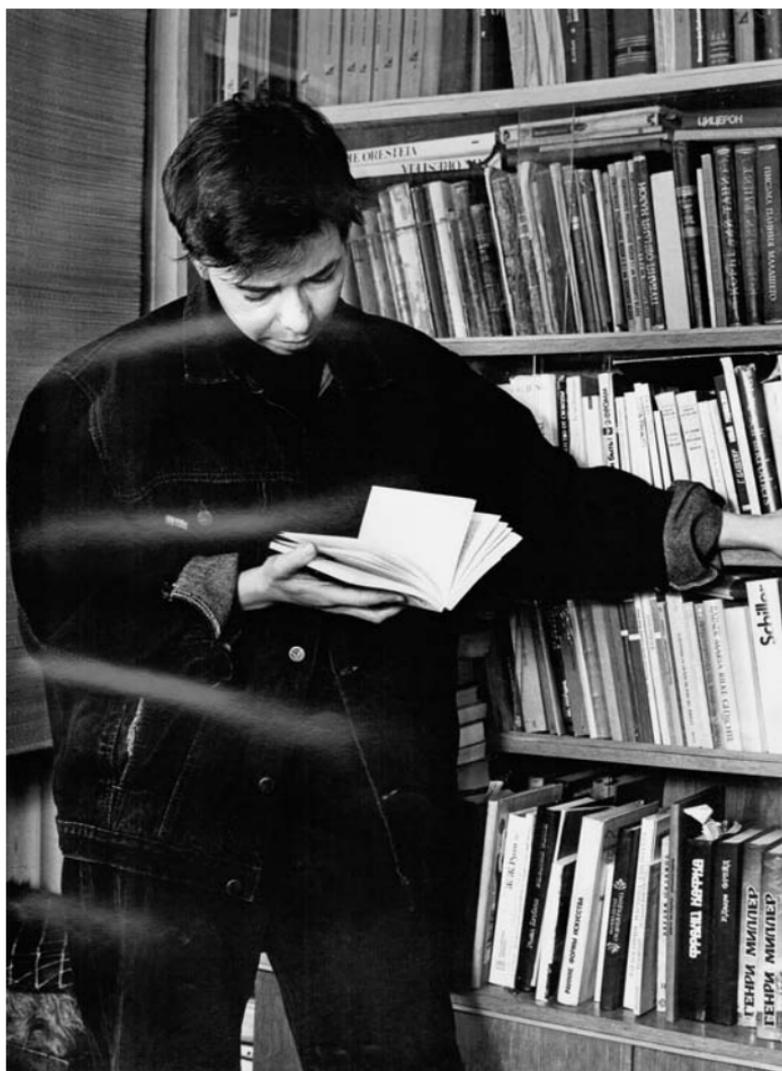
# Buch über Anna

Michail Ryklin



Suhrkamp

SV



*Anna Altschuk am Bücherregal*

Michail Ryklin  
Buch über Anna

*Aus dem Russischen von Gabriele Leupold*

Suhrkamp Verlag

Die Originalausgabe erschien 2013 u. d. T. *Pristan' Dionisa. Kniga Anny* im Verlag Logos, Moskau.

Der Eindeutigkeit halber werden die russischen Namen und Titel in den bibliographischen Angaben der Fußnoten, abweichend vom Haupttext, in der wissenschaftlichen Umschrift wiedergegeben.

Der Autor dankt dem Hamburger Institut für Sozialforschung und namentlich Jan Philipp Reemtsma für die langjährige Unterstützung seiner Arbeit.

Die Übersetzerin bedankt sich für die Unterstützung ihrer Arbeit durch den Deutschen Übersetzerfonds. e. V.

Erste Auflage 2014

© der deutschen Ausgabe Suhrkamp Verlag Berlin 2014

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der Übersetzung, des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Satz: TypoForum GmbH, Seelbach

Druck: Druckhaus Nomos, Sinzheim

Umschlagabbildung: Georgy Kisewalter

Printed in Germany

ISBN 978-3-518-42434-6

Buch über Anna



*offen die tor  
flügel ins blau – glaub – go(tt)  
wärts  
wo ist, dionysos,  
dein hafen?*

Anna Altschuk



*Anna Altschuk mit Hut*

## Vorwort

Dieses Buch wurde in Etappen geschrieben.

Anfang 2009, ein Jahr nach Anna Altschuks Tod, hatte ich nur einen Berg von Entwürfen, Kommentaren und einzelnen Passagen, eine Struktur zeichnete sich noch nicht ab.

Das Buch entstand, Absatz für Absatz, zwischen Januar und Herbst 2011, Ende November war es praktisch fertig. Für die letzten paar Seiten fehlte mir dann über Monate die Kraft.

Nach und nach verwischen sich die Spuren eines aus dem Leben gegangenen Menschen. Anfangs bringt man es nicht übers Herz, seine Sachen anzurühren, selbst banalste Gegenstände wegzuwerfen erscheint als Frevel. Unmerklich jedoch fordert die Zeit ihr Recht: Dies oder jenes wird den Verwandten übergeben, geht ans Rote Kreuz, wird aufgetragen oder verschwindet einfach – die Spuren verblassen und sind nur noch mit Mühe lesbar.

Es bleibt das Archiv, das für die Zukunft bewahrt werden soll.

Diesen Sommer war ich nach sieben Jahren zum erstenmal wieder einen Monat lang auf der Datscha. Das Haus hatte leergestanden, die Zeit war quasi stehengeblieben, und die Spuren von Anjas Leben, an anderen Orten schon ausgelöscht, hatten sich unberührt erhalten. Der moosbewachsene Feldstein am Eingang, hergeschafft in den achtziger Jahren, der Zeit von An-

jas Begeisterung für die japanische Ästhetik, drei Blumenstauden, von ihr selbst gesetzt, die Kleider, die sie bei der Gartenarbeit trug, ihr Zimmer im ersten Stock.

Auf der Datscha, zwischen diesen Spuren merkte ich plötzlich: Jetzt werden sich die letzten Seiten ohne Mühe schreiben lassen.

Während der Arbeit fragte ich mich zum ersten Mal: Für wen ist das Buch eigentlich gedacht? Bis dahin hatte ich geschrieben, ohne mir darüber Gedanken zu machen, wer und wie zahlreich die Leser sind und was ihr Interesse weckt. Diesmal sah ich beim Schreiben nicht anonyme Leser, sondern die Freunde, die Anna Altschuk gut kannten, von ihrem Tod schockiert waren und aufrichtig erfahren wollten, wie ihr Leben tatsächlich zu Ende ging.

Warum ich mich an die Freunde wende, ist nicht schwer zu verstehen.

In Russland hatte die Freiheit der Kunst, für die Anna Altschuk kämpfte, in den Jahren seit ihrem Tod eine Niederlage nach der anderen erfahren. 2013 stellt sich die Situation noch hoffnungsloser dar als vor zehn Jahren, als Annas »Leidensweg« erst begann. In einem Land, in dem die Homophobie hochkocht, in dem das Gesetz ausschließlich die »Gefühle der Gläubigen« schützt und man für ein »Punk-Gebet«, nach einem Ausdruck von Präsident Putin, »zwei Jährchen« kriegt, kann mein Buch, wenn es nicht auf aggressive Ablehnung stößt, bestenfalls mit Verdrängung und Totschweigen rechnen.

In Deutschland, wo das Schicksal meiner Frau eine unerwartete Medienresonanz fand und eine Welle des Mitgefühls von Hunderten unbekannter Menschen auslöste, kann man sich Leser vorstellen; in meiner Heimat aber hat sich ihre mögliche Zahl durch die Umstände auf einen kleinen Kreis reduziert – den der Freunde.

Bisher habe ich über Themen gearbeitet, die nicht direkt

mein eigenes Leben betrafen. Das *Buch über Anna* wurde niedergeschrieben als bereits fertig Vorhandenes, wie ein Traum oder eine als geschlossen anzusehende Welt, wie sie von Halluzinogenen hervorgerufen wird. Akademisch geschult, sträubte ich mich nach Kräften gegen die verführerische Anziehung des Unmittelbaren, des Spontanen und anderer Erscheinungsformen der Trauerarbeit, bis ich ihrem Druck schließlich nachgab. Dies ist ein Buch über eine dem eigenen Leben entrissene Zeit, ein Text in zwei Stimmen, ohne dass die erste einem für die Erzählung zuständigen Autor gehören würde; hier mischt sich ständig die Stimme jener ein, die nach der Logik des faktisch Geschehenen verstummt sein, Gegenstand der Erzählung hätte werden müssen, deren Leben auf den Buchseiten aber auf paradoxe Weise andauert, indem sie sich selbst sucht, außerhalb der Zeit. Die vielen Begebenheiten eines fremden Lebens hätte ich mir in all seinen Einzelheiten niemals vergegenwärtigen können ohne Annas Träume und Gedichte, ohne ihre Deutung der eigenen transgressiven Erfahrung. Ohne ihre Hoffnung, am Ende des Wegs den »Hafen des Dionysos« zu erblicken.

Während der Arbeit begriff ich, warum Warlam Schalamow, der seine *Erzählungen aus Kolyma* al fresco schrieb, an seinen Texten prinzipiell nichts mehr änderte, sie nicht mehr umschrieb: Die spontane Arbeit des Gedächtnisses unterscheidet sich radikal von der Gestaltung eines literarischen Werks, sie offenbart sich in kurzen Eruptionen, von denen keine erneuert, reproduziert werden kann.

Schwer zu sagen, wovon der Abschluss der Trauerarbeit abhängt, von der Zeit oder vom Schreiben, und ob sie überhaupt abschließbar ist. Die Last wird leichter, aber man trägt sie weiter.

Jedenfalls ist der therapeutische Effekt des Schreibens, wenn man ihn erreicht, nur ein eingeschränkter.

Doch wie verzweifelt die Lage auch sei, die Welt hinter dem »Rubikon«, jenseits des »Hafens des Dionysos« existiert nach eigenen Gesetzen. Sie gibt die Hoffnung und die Kraft, zu Ende zu schreiben.

*Moskau, August 2013*





*Anna Altschuk sitzend*

## I Tod in Berlin

19. März 2008. Früher Morgen im Berliner Flughafen Tegel. Verschlafene Passagiere trinken Kaffee aus Pappbechern.

Wir fliegen so früh, weil der Südwestrundfunk mich in eine Sendung gebeten hat, die um zehn Uhr beginnt.

In Stuttgart holt uns eine junge Frau vom Touristenbüro mit dem Auto ab, und während ich im Sender mit dem Moderator Wolfgang Heim spreche, zeigt sie Anna die Stadt.

Dann erwartet uns eine einstündige Fahrt nach Gschwend, wo am Abend mein Auftritt im »bilderhaus«, dem örtlichen Kulturverein, stattfinden soll.

Wir wohnen im »Romantikhotel Schassberger am Ebnisee«, einem kleinen, halbfamiliären Hotel, und Anna Altschuk und ich haben aus irgendeinem Grund das »Hochzeitszimmer« bekommen, das offensichtlich für Frischvermählte gedacht war. Als ich meiner Frau ins Russische übersetze, wie unser Zimmer heißt, lacht sie nervös auf. Das Zimmer ist gemütlich, sogar elegant: in Pastelltönen gehalten, die Sessel weiß bezogen, schwere Gardinen vor den Fenstern, Seeblick.

Als wir 1975 heirateten, machten wir keine Hochzeitsreise im klassischen Sinn, wir fuhren einfach für eine Woche zu Verwandten nach Leningrad; wenn wir die vorletzte Nacht in Annas Leben wie Jungvermählte in einem Hochzeitszimmer verbrachten, scheint sich der Kreis unseres gemeinsamen Lebens auf sonderbare Weise zu schließen.

Ich denke, Anna hatte das Symbolische der Situation genau erfasst.

Der Auftritt im »bilderhaus« verlief, wie solche Veranstaltungen über Russland üblicherweise verlaufen: am Beispiel der Ausstellung »Achtung, Religion!« ging es zum wiederholten Mal um die Unterstützung, die der Staat dem orthodoxen Fundamentalismus gewährt. Ich schloss mit den Worten: »Russland wird auf jeden Fall ein demokratisches Land werden, schade nur, wenn das ohne die Unterstützung Europas geschieht« – wofür ich Applaus erntete.

Nach dem Auftritt kamen zwei alte Damen, ehrenamtliche Mitarbeiterinnen, zu uns und erzählten, dass während der Veranstaltung ein sonderbarer Unbekannter (in diesem Klub kannten die Leute einander fast alle) im Saal gewesen sei; er sprach mit – wie sie meinten, slawischem – Akzent, benahm sich aggressiv, empörte sich lautstark, und als man, um ihn zu besänftigen, fragte, wer er sei, stellte er sich als unser Personenschutz vor.

Natürlich haben wir nie Personenschutz gehabt.

Die Bühne war hell erleuchtet, sodass ich die hinteren Reihen nicht erkennen konnte. Aber den Mitarbeiterinnen kam dieser Typ gefährlich vor, sie wiederholten mehrfach »Seien Sie vorsichtig!«. Ich nahm die Sache scherzhaft auf: »Das Schlimmste kann man über mich im Internet lesen.« Und Anna, der das Gespräch übersetzt wurde, lachte und sagte: Mit erbosten Leuten kann man uns nicht in Erstaunen versetzen, wir haben die letzten Jahre in Moskau ganz andere Dinge gesehen.

Nach unserer Rückkehr ins Hochzeitszimmer liebten wir uns wie »Jungvermählte«; einer flüchtigen Bemerkung Anjas am nächsten Morgen entnahm ich, dass sie sich an nichts erinnerte. Ich zuckte innerlich zusammen.

Vor dem Frühstück badeten wir im Swimmingpool und freuten uns an den blauen Lichtreflexen, die an der gläsernen Decke spielten. Dann fuhr uns die Künstlerin Brigitte Marquardt in ihrem Auto nach Stuttgart, wir liefen den ganzen Tag durch Ausstellungen, und schließlich nahm sie uns mit in ihr Atelier, um uns ihre Arbeiten zu zeigen. In einem Café im Stadtzentrum aßen wir zu Mittag.

Auf der Rückreise war ich so müde, dass ich auf dem Stuttgarter Flughafen meinen Schal verlor und in Berlin die Wollmütze.

Am 21. März wachten wir gegen Mittag auf. Ich schaltete einen Moskauer Radiosender ein: ein Interview mit einem Soziologen, den ich als gebildeten Menschen und guten Übersetzer kannte; jetzt sang er ein Loblied auf Stalin, verlangte die Einführung einer religiös-patriotischen Erziehung an den Schulen und schimpfte auf die Demokraten.

Zugegeben, wir hatten uns an solche »Überraschungen« gewöhnt, aber die Stimmung hoben sie nicht.

Vor dem Frühstück fing Anna plötzlich damit an, wie schlecht sie sich vor einer Woche auf der Buchmesse in Leipzig gefühlt habe, wie schlecht es ihr überhaupt gehe. Bis dahin hatte sie die kurze Reise gelobt, alles hatte ihr gefallen, und jetzt ... Meine Laune ging in den Keller, und während des Frühstücks schwieg ich gekränkt.

Dann sprach Anna plötzlich von zwei Frauen, die den Kontakt zu ihr gesucht hätten, sie habe sie zurückgestoßen, und heute tue es ihr sehr leid. In den letzten Monaten bekam das, was sie sagte, überhaupt etwas Neues, rätselhaft Endgültiges, als ob sie einen Punkt setzen, Bilanz ziehen wollte. »Wir werden auch in einem Jahr in Berlin leben ...« – »Nein, *du* wirst in Berlin leben«.

Und nun, nach der Erwähnung der beiden Frauen, sagte Anja,

dass sie sich an keine weiteren Handlungen erinnere, die ihr heute leid täten, dass sie im Leben niemanden gehasst habe ... Ich fuhr aus der Haut: »Du hasst mich!« Sie zuckte zusammen, wie von einem Stromstoß getroffen, ihr Gesicht verzog sich wie nach einem schweren Schlag. Danach sprachen wir wenig.

Wir brauchten eine Überdecke für unser Bett und fuhren zum »Zillehof« in die Fasanenstraße, wir hatten auf diesem Trödelmarkt schon oft für wenig Geld alle möglichen Kleinigkeiten gekauft. Dass Karfreitag war und alle Geschäfte geschlossen hatten, wussten wir nicht.

Auf der Rückfahrt im Doppeldeckerbus blieb Anna unten sitzen. Als ich zum Aussteigen herunterkam, fiel mir auf, dass sie wie ein Spatz zusammengekauert hockte, sehr angespannt, als wollte sie eine Entscheidung treffen. Nicht zum ersten Mal in diesen Wochen hatte ich ein ungutes Vorgefühl.

Zu Hause stürzte sie zum Telefon und rief zwei Freundinnen an, um sich zu verabreden. Aber die eine litt nach ihrer Strahlentherapie an Fieber, die andere hatte Grippe. Ich saß auf dem Ledersofa im Wohnzimmer und hörte aufmerksam zu. Die letzten Wochen verfolgte ich Anna ständig mit dem dritten Auge, einem Organ, das sich unweigerlich meldet, wenn das Verhalten deiner Nächsten plötzlich unberechenbar wird. Das Gespräch schien mir ganz unverdächtig – mit der einen Freundin verabredete sich Anna für den übernächsten Tag, mit der anderen für Anfang der kommenden Woche.

Dann machte sie sich ein paar Minuten im Flur zu schaffen, kam wieder herein und erklärte, sie werde zu »Kaiser's« gehen und etwas zu essen einkaufen, außerdem hätten wir kein Waschpulver mehr.

Als nach Anja gesucht wurde, zerbrachen sich die Journalisten den Kopf darüber, wohin denn »diese sonderbare Russin« am Karfreitag gegangen sein könnte – es war ja alles zu; russische Journalisten stellten sich vor, sie sei in einen nahe gelege-

nen russischen Laden gegangen, denn das orthodoxe Osterfest lag später.

In Wirklichkeit war alles ganz simpel: Wir lebten das erste Jahr in Deutschland, waren spät in der Nacht aus Stuttgart zurückgekommen, völlig übermüdet, und weder sie noch ich hatten *überhaupt begriffen*, dass Feiertag war und alles ringsum geschlossen.

An dieser scheinbaren Kleinigkeit lässt sich ablesen, in welchem inneren Zustand wir uns befanden.

Den Satz »Ich gehe zu ›Kaiser's‹ Waschpulver kaufen« sprach sie vollkommen natürlich aus, er weckte bei mir keinen Verdacht.

Ich blieb auf dem Sofa sitzen und las. Dass es ihre letzten Worte gewesen waren, kam mir erst drei Wochen später zu Bewusstsein.

Die drei Stunden nach Anjas Weggehen war ich in mein Buch vertieft.

Ich wunderte mich nicht – Anja hatte in Berlin viele Freunde, die ich zum Teil gar nicht kannte: Vielleicht war sie zu ihnen gegangen, wie sie es schon ab und zu getan hatte.

Ich schrak erst auf, als ich merkte: sie hatte ihr Handy dagelassen, und auf dem Küchentisch lagen ein paar nachlässig zerknüllte Zehneuroscheine.

Ich begann überall anzurufen – sie war nirgends.

Verzweifelt rannte ich hinunter zum S-Bahnhof vor unserem Haus. Das Wetter war entsetzlich, Schneeregen, starker Wind; in meinem Kopf trudelte aus irgendeinem Grund Puschkins »Alles war Nacht und Wirbelsturm«<sup>1</sup>. Ich stand lange auf dem

1 Alexander Puschkin, *Die Hauptmannstochter und andere Erzählungen*, herausgegeben und aus dem Russischen übertragen von Johannes von Guenther, Frankfurt am Main 1959, S. 219.